

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Man pränumeriert auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Neuborn-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 85.

Berlin, Mittwoch den 17. Juli

1833.

N o r d - A m e r i k a.

Lieutenant Cole über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Lieutenant Cole, der, gleich so vielen Anderen, in Folge der widersprechenden Schilderungen der Vereinigten Staaten, die seit einiger Zeit erschienen, am Ende nicht mehr wußte, was er denken sollte, benutzte voriges Jahr einen kurzen Urlaub, um den westlichen Continent zu besuchen und durch sich selbst zu urtheilen. Das Resultat seiner Beobachtungen ist in einem eben erschienenen Bande zusammengefaßt, *) und er übergibt denselben dem Publikum, nicht aus Schriftsteller-Eitelkeit, sondern mit dem lobenswerthen Wunsche, zu der bereits vorhandenen Kenntniß eines Gegenstandes, an welchem das Interesse mit jedem Tage zunimmt, seinen Theil beizutragen.

Das Werk ist reich an vernünftigen Bemerkungen über die Institutionen Amerikas, man findet hier nichts von jener mißgünstigen Laune, welche die Schilderungen der Mrs. Trollope verunstalten; eben so wenig sucht er, wie andere Engländer, aus niedriger Eifersucht oder persönlicher Empfindlichkeit die Dinge herabzusehen; er beschreibt vollständig und mit Klarheit den gegenwärtigen Charakter der Dinge, von denen er Kenntniß erbielt. Der große Unterschied zwischen diesem Werke und einem Buche, wie das der Mrs. Trollope, besteht darin, daß das eine unbeschränktes Vertrauen einflößt, während das andere fortwährend unseren Argwohn nährt. Lieutenant Cole schreibt wie ein Weltbürger; Mrs. Trollope wie die Schülerin einer bigotischen Sekte. Sie mögen Beide viel Wahres geben, aber die Art, es zu geben, ist äußerst verschieden. Mrs. Trollope kann von der ersten bis zur letzten Seite ihren Aerger darüber, daß die Amerikaner sie ein „altes Weib“ nennen, und daß die Speculation, die sie nach den Vereinigten Staaten führte, wo sie Alles zu bekehren hoffte, fehlschlug, nicht verbergen. Eben so augenscheinlich aber beweist das Buch von Lieutenant Cole, daß er mit keinen feindseligen Gesinnungen kam, daß er das Lächerliche, das Satirische und Unweise als ein Mann von gesunder Vernunft aufnahm, und daß er Herr genug über seine Stimmung war, um nicht wegen kleiner Unannehmlichkeiten, denen er in einem Staate von abweichenden Sitten nicht wohl entgegen konnte, die ganze Nation anzuklagen. Seine Kritik der Amerikanischen Sitten geht von einem höheren Standpunkte aus. Mrs. Trollope findet nichts zu niedrig oder unbedeutend, um schwere Verleumdungen darauf zu gründen, und wo ihre Feder nicht ausreicht, nimmt sie den Pinsel zu Hilfe, um das Abgeschmackte stärker auszumalen. Beide Bücher stimmen zwar darin überein, daß die Amerikaner ein neugieriges, rohes und unartiges Volk sind, aber die Art, dies zu beweisen, ist so verschieden, daß man Mrs. Trollope's Schilderungen nur persönlicher Nachsicht zuschreiben kann, während man die des Lieutenant Cole mit Achtung und Aufmerksamkeit aufnimmt, weil sie frei von jedem verdächtigen Motive sind.

Der erste Gegenstand, der einen Englischen Reisenden interessiert, ist der Gasthof. Läßt es sich hier auf behagliche Weise essen, trinken, schlafen? Hier ist die einfache Antwort auf diese wichtige Frage:

„Die Schlafkammer in den Gasthöfen der Vereinigten Staaten sind im Allgemeinen nicht so groß, so freundlich oder so gut möblirt, wie in England; doch die Häuser selbst in Hinsicht auf Größe und Geräumigkeit, um viele Gäste zu fassen, übertreffen weit die Englischen. In Amerika wird viele Bequemlichkeit aufgebracht, um eine größere Anzahl Gäste aufnehmen zu können; ein besonderes Gesellschaftszimmer oder besondere Mahlzeiten sind kaum zu haben, und nur zu sehr hohen Preisen; da folglich jeder nothgedrungen an der Table d'Hôte speisen muß, so bietet ein großes Hotel eine Scene bunten Wirrwahrs und geräuschvoller Geschäftigkeit dar.“

Wir haben von vielen Leuten, die in Amerika gereist sind, gehört, daß die Gasthöfe in den vornehmsten Städten sehr prächtig eingerichtet wären; doch alle bestätigten, wie schwierig es sey, seine besondere Bequemlichkeit zu erhalten. Man muß an Table d'Hôte speisen, und zwar wenn der Wirth will, oder man riskirt, gar nichts zu essen zu bekommen. Nach den Englischen Begriffen von Unabhängigkeit ist die persönliche Freiheit da eben nicht besonders groß, wo es einem nicht einmal gestattet ist, auf seine eigene Weise zu essen.

Der Verf. gesteht unverbolen, daß die Amerikaner eine natür-

liche Neigung zur Geschwätzigkeit haben, bemerkt aber dabei, daß einige Theile der Union von diesem Fehler frei sind. Philadelphia z. B. ist merkwürdig wegen seiner quälendmässigen Schwelgenheit. Die Stadt selbst schildert Cole auf sehr vortheilhafte Weise; sie hielt, meint er, die Vergleichung mit jeder anderen Stadt aus, die er je gesehen, und ist, nach seiner Meinung, allen Städten auf dem Continent in Nordamerika vorzuziehen.

Die Landstraßen sollen sehr schlecht seyn, obgleich in einem anderen Buche von Herrn Mackenzie, welches ebenfalls kürzlich erschienen ist, die verbesserten Landstraßen außerordentlich gelobt werden. Diese ewigen Widersprüche sind es, die es fast unmöglich machen, eine richtige Ansicht über Amerika zu erhalten.

Das Haus der Repräsentanten zu Washington, eine Stadt, die den Erwartungen unseres Reisenden nicht entsprach, ist seinem Zwecke weit angemessener, als die Stephens-Kapelle, in der sich das Britische Unterhaus befindet. Es ist von halbrunder Form, mit einer gemalten Kuppel, wird von 24 Säulen getragen und durch Lampen und einen prächtigen Kronleuchter erhellt.

Der Stuhl des Sprechers nimmt die Mitte der Basis des Halbkreises ein und steht unter einem Thronhimmel, neun Stufen über den Fußboden erhöht. Die anderen Mitglieder sitzen in Halbkreisen um den Sprecher her, jeder hat seinen Stuhl, sein Pult, Schreibmaterialien und — was ja nicht zu vergessen — seinen kupfernen Sprachrohr. Hinter ihnen, zwischen den Marmorsäulen, halten sich diejenigen Personen auf, welche, obgleich keine Mitglieder, doch zu einem Platz im Hause selbst berechtigt sind. Die Fremden-Gallerie von Marmor, mit drei Reihen gepolsterter Sitze und einem mit Teppichen belegten Fußboden, ist ungefähr 12 bis 14 Fuß über dem Boden des Hauses erhöht und nimmt den Raum zwischen den Säulen und der Wand ein, so weit der Halbkreis reicht. Ueber dem Sitz des Sprechers befindet sich eine große Bildsäule der Freiheit, und ihr gegenüber, über der Eingangsöffnung, eine andere (was diese vorstellen sollte, konnte ich mehrere Tage lang nicht herausfinden). Na der einen Seite des Saales steht man das Portrait von La Fayette in Lebensgröße mit der Amerikanischen Fahne und der Unabhängigkeits-Erklärung in der Hand. Ihm gegenüber soll das von Washington aufgehängt werden. Es waren ungefähr 150 Mitglieder zugegen, als ich eintrat, und das Ganze gewährte wirklich einen imposanten und herrlichen Anblick. Ich hatte durchaus nicht erwartet, etwas so Großartiges zu erblicken, und fand es prachvoller, als irgend etwas, das ich je gesehen.“

Der erste Anblick des Senatoren-Hauses hat schon etwas mehr von der Amerikanischen Art.

„Das Haus des Senats ist von derselben Form wie das Haus der Repräsentanten, aber kleiner, indem es nur 74 Fuß lang und 42 Fuß hoch ist. Als ich die leichtgebaute Fremden-Gallerie hinaufstieg, welche, von eisernen Säulen getragen, um den runden Theil desselben hinläuft, fiel mir folgende Anzeige an der Thür derselben ins Auge, über die ich lächeln mußte: „Die Herren werden ersucht, ihre Hüte nicht auf den Rand der Gallerie zu setzen, indem der Schmutz derselben den Senatoren auf die Köpfe fällt.““

Die schnelle Entstehung und Vergrößerung der Städte in Amerika, die uns zeigt, auf welche Weise eine anwachsende Bevölkerung sich in der Geschwindigkeit mit Wohnungen versieht, verdient bemerkt zu werden.

„Eine Stadt erhebt sich in Amerika mit fast zauberähnlicher Geschwindigkeit. Kaum ist der Entwurf zu einem neuen Kanal oder einer Eisenbahn gemacht, oder kaum fängt man an, die Waldungen an dem Ufer eines schiffbaren Stromes zu hauen, so kommt eine Schenke zum Vorschein auf einem Fleck, wo sich erwarten läßt, daß der Reisende nach einem Trunk verlangen werde. Bald folgt eine Säge- und Kornmühle, ein oder zwei Kaufmanns-Läden, ein Postamt, eine Druckerei und eine Bank. Die Mühle muß wahrscheinlich bald dem Fischreich Platz machen; die Bank stellt auch wohl ihre Zahlungen ein, und die Eigenthümer machen sich davon, um ihre Speculationen anderwärts von vorn anzufangen. Wo noch vor sechzig Tagen nichts als eine Wildnis war, herrscht jetzt die geräuschvollste Thätigkeit; die Stadt wächst beinahe zwischen den Bäumen hervor, die Straßen sind abgesteckt, eine Schenke, mehrere Waarenläden und an 50 Häuser sind schon bewohnt.“

Eine kleine Anekdote gereicht so sehr dem Charakter der Amerikanischen Gastwirthe zur Ehre, daß wir uns das Vergnügen nicht verlagern können, sie hier aufzunehmen. Wir wissen wohl, daß Eine Schwalbe keinen Sommer macht, aber wo Eine Schwalbe ist, läßt

*) A Subaltern's furlough: descriptive of Scenes in various parts of the United States etc. during the Summer and autumn of 1832. By E. T. Cole.

„Ich doch immer vermuthen, daß mehrere andere nicht weit sind. „Zu Ehren des rechtschaffenen Gastwirths auf der „Felsenrippe“ muß ich erzählen, daß ich bei meiner schnellen Abreise einen Rock in dem Gastzimmer hängen ließ und nach einer Reise von 3000 (Engl.) Meilen denselben, sauber eingepackt, unter meiner Adresse in dem Gasthose zu New-York vorfand, wo er bereits seit 4 Monaten gelegen hatte, während ich längst nicht mehr daran dachte, ihn je wieder zu sehen.“

Jedermann hat von der Breiten Straße in New-York gehört. Folgende Beschreibung derselben scheint sehr der Wahrheit gemäß zu seyn.

„So viele Amerikaner hatten mir bereits von der Größe und Pracht der Breiten Straße gesagt und Manche sogar behauptet, daß keine Straße in London sie übertreffe, daß ich mich sehr getäuscht fand, als ich sie sah; ich denke, daß man sie weit richtiger mit Liverpool vergleichen könnte. Die Kaufmanns-Läden darin lassen sich gewiß nicht mit denen in letzterer Stadt vergleichen, doch in der Anzahl der Equipagen wird sie von New-York übertroffen, und in Hinsicht auf Miethskutschen hat dieses den Vorrang vor London oder jeder anderen Englischen Stadt. Diese sind so zierlich und selbst so schön, daß ein Fremder sie wohl für Privat-Equipagen ansehen kann. Die Breite Straße wird den ganzen Tag von Wagen und Reitern und einem ewigen Gedränge von Omnibus belebt. Merkwürdig ist es in Hinsicht dieser letzteren, daß sie in New-York (wo sich doch ein jeder das Ansehen giebt, Titel und Rang zu verachten) alle solche Namen führen, als: Lady Clinton, Lady Washington, Lady van Rensselaer u. Mitterer sieht man auch Bediente in Halb-Livree auf Kutschen, deren Thüren mit einem Wappenschilder prangen. Diese Straße ist ungefähr 3 Engl. Meilen lang und 30 Fuß breit und erstreckt sich in einer fast geraden Linie von einem Ende der Stadt zum anderen.“

Von den Bauy-Hall-Gärten in New-York heißt es:

„Ich fand ein treffliches Musik-Chor, sehr schönes Feuerwerk und eine weit größere Menschenmasse, als ich erwartet hatte. Man zeigte ein Panorama in einem Theile des Gebäudes, wo die Leute sich versammelten; um die Musik zu hören. Es stellte den Freiheitskampf der Griechen und die Schlacht bei Navarin vor. Der Eigentümer sagte uns, daß er es auch in London gezeigt hätte. Ich zweifle aber sehr, ob er seinem Londoner Publikum solche Vorstellungen über den Segen der Freiheit hielt, wie die, welche er seinen Zuschauern in New-York zum Besten gab. Er belehrte uns in höchst abentheuerlicher Sprache und in den schwülstigsten Ausdrücken mit dem Ton eines Mannes, der eine Menagerie zeigt, wie die Engländer kein Recht gehabt hätten, in die Bucht von Navarin einzulaufen; sie hätten zuerst den Frieden gebrochen, und wenn die Offiziere, welche die Batterie am Eingange der Bucht kommandirten, nur einen Augenblick eine solche Absicht gemuthmaßt hätten, so wäre die ganze Flotte in den Grund geschossen worden.“

Es scheint, daß Mrs. Trollope's Buch großes Aufsehen in Amerika gemacht hat, und daß es in der äußeren Nothheit, über welche diese Lady klagt, einige Besserung bewirkte. Man scheint in den Vereinigten Staaten allgemein der Meinung zu seyn, daß die kritisirende Lady und Captain Basil Hall eine und dieselbe Person sind (!), und Einige gehen so weit, zu behaupten, daß dieses schon durch den Stil beider Werke erwiesen wäre, obgleich sich nichts Unähnlicheres in dieser Hinsicht denken läßt. Lieutenant Cole würdigt das wirkliche Verdienst von Mrs. Trollope's Schrift sehr richtig.

„Obgleich ich“, sagt er, „den Meinungen und Ansichten der Mrs. Trollope nicht völlig beitreten möchte, insofern sie offenbar, bei einigen ähnlichen Zügen, eine wahre Karikatur von den Amerikanern zeichnete und denselben, welche die Vereinigten Staaten nicht besucht haben, die falsche Idee beibrachte, daß man dort keinen gebildeten Menschen finde, so denke ich doch, daß ihr Buch unter einer gewissen Klasse von Leuten Gutes stiften wird. Die Wirkungen sind sogar schon an, sich zu zeigen, ehe ich das Land verließ, und ich erwähne folgende Anekdote, damit, wenn jemals diese Zeilen der geistreichen, aber sehr geäußerten Verfasserin vor Augen kommen, sie sich zu der theilweisen Reform, die sie bereits bewirkt hat, Glück wünschen möge. Als Miss Kemble zum ersten Male im Schauspielhause zu New-York auftrat, war es übermäßig voll. Ein Herr in den Logen, der sich in den Zwischen-Akten beumdrehte, um mit Jemandem zu sprechen, der hinter ihm saß, zeigte dem Parterre etwas mehr von seinem Rücken, als der Anstand erlaubte. Kaum bemerkte man dies, so erhob sich ein leises Gemurmel unter den beleidigten Zuschauern, welche bald in das laute Geschrei ausbrachen: „Trollope! Trollope! Werst ihn hinaus! Werst ihn hinaus!“ u. s. w., das mehrere Minuten unter furchtbarem Lärmen anhielt, bis der Beleidiger eine passendere Stellung annahm. Ich kann bezeugen, daß ich sehr oft eben so viel Mangel an Anstand in unseren Theatern sah, als jemals in Amerika, und ich denke, daß man eben so gut die Gaststuben und Speisehäuser in der Provinz oder die Passagiere in den Lokalmotoren als Muster annehmen könnte, um danach die Englische feine Welt zu beurtheilen, — als die Reisenden auf Dampfschiffen und in Wirthshäusern den gebildeten Amerikaner vorstellen mögen. Daß die Amerikaner im Allgemeinen manche unangenehme Sitten haben, wird kein vernünftiger Mensch im Lande selbst leugnen, und wenn es einige Verbesserungen herbeiführen kann, daß man ihnen unaufhörlich das Tabacksauchen, Rauchen, Branntweintrinken und Spucken vorwirft, so wird es kein Englischer Reisender daran fehlen lassen; auch hat wohl Niemand seinen Abscheu gegen diese garstigen Gewohnheiten stärker ausgedrückt, als ich während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten.“

Dies heißt offen und rechtlich gesprochen. Er zeigt die Sache,

wie sie ist, und sucht nicht, um eine übertriebene Verfeinerung an den Tag zu legen, die Amerikaner schlechter zu zeigen, als sie wirklich sind. Jonathan wird so aufgebracht gegen Jeden, der sich gegen sein Geburtsland einige Freiheiten herausnimmt, daß unser Verfasser überzeugt ist, weder Mrs. Trollope noch Captain Hall dürften sich mit Sicherheit wieder in den Vereinigten Staaten sehen lassen. Bloße Billigung, bemerkt er, ist dem Amerikaner nicht genug, man muß unbedingten Beifall geben, und er nimmt jede tadelnde Bemerkung über die Nation als eine persönliche Beleidigung auf; dennoch behauptet Lieutenant Cole, daß Amerika ein herrliches Land sey und das Volk weit trefflicher, als man gewöhnlich glaubt. (Atlas.)

Bibliographie.

American law. (Das Amerikanische Gesetz.) Von J. Kent. New-York.

A Manual of percussion and auscultation. (Ueber Obrenkrankheiten u. s. w.) Von J. B. Cheafe. New-York.

A practical guide to operations on the teeth. (Zahn-Operationen.) Von J. Snell. Philadelphia.

England.

Das jezige Englische Theater.

(Schluß.)

Ich schließe hier meine Betrachtungen über den Verfall der Theater in England, worüber mir meine Freunde vollständigerer Notizen versprochen haben, als ich besitze, und will nun von dem Stücke sprechen, das, obgleich es mit großem Beifall gegeben wurde, den Untergang des Coventgarden-Theaters nicht hat verhindern können. Es ist betitelt: „Die Frau, eine Mantuanische Erzählung“; ich sah dasselbe auf dem kleinen olympischen Theater aufführen, das ich mit unserem Theater Montanier vergleichen möchte, und wo die verabschiedete Schauspieler-Truppe von Coventgarden auf eigene Rechnung mit Genehmigung des Lord-Kammerherrn spielt.

Das Haus war nicht voll, obgleich die Zeitungen, die vielleicht auch hierin uns Pariser nachahmen, jeden Morgen versichern, es sey schwer, noch einen Platz zu finden. Diese menschenfreundliche Rücksicht der Journal-Schreiber für eine arme entlassene Schauspieler-Truppe, die, den aus Ilion vertriebenen Troern ähnlich, mit den Trümmern ihrer Habe und ihren heimischen Göttern umherirrt, ist jedenfalls löblich. Der Verfasser der „Frau“ schöpft auch persönliches Interesse ein; Sheridan Knowles, Schauspieler und Dichter zugleich, vergleicht sich im Prologe mit der Fledermaus Aesop's, die zwischen zwei Naturen schwankt und von den Vögeln ausgepiffen wie von den Mäusen ausgezischt wird. Man hat von ihm bereits den „Virginius“, der auch in Paris von Macready gegeben worden ist, und den „Bucklichen“, ein gutes Kassenstück; auch ist eine Sammlung von Erzählungen von ihm erschienen. Sein neues Drama zeichnet sich durch einen dem alten Theater geschickt nachgebildeten Stil aus, ohne mit veralteten Formen überladen oder schwülstig zu seyn; die Poesie darin hat mehr Zartheit als Kraft, einige glänzende Gedanken, Schwung in den Reimversen, Eleganz der Sprache, übrigens nichts eigentlich Originelles, aber auch nichts Bizarres.

Die Handlung geht in Italien vor, und die Fabel des Stücks ist ein kleiner Roman; denn auch in England ist man dahin gediehen, einen Roman für's Theater zu dialogisiren, statt ein wahres Drama zu schreiben und die Charaktere gehörig zu entwickeln, wie es Corneille und Shakespeare thaten. Aber wenigstens hat es Sheridan Knowles nicht wie mehrere seiner Landsleute gemacht, die, wenn sie einen Roman oder ein Drama nach Italien oder Spanien versetzen, nach Hamiltons Ausdruck Arabischer seyn wollen, als man in Arabien selbst ist, und ihrem Dialog eine angebliche Italienische oder Spanische Farbe geben, die so stark aufgetragen ist, daß die Gemälde von Paul Veronese und Murillo dagegen blaß erscheinen müssen. Doch ich kehre zu Sheridan Knowles und seinem Stücke zurück. Der Inhalt des letzteren ist folgender: In Mantua lebte einst ein armes Mädchen, das mit seinem Vater aus der Savoy gekommen und, nachdem dieser gestorben, der Obhut eines Vormundes anvertraut worden war, der sich berechtigt glaubte, über ihre Hand zu verfügen und dieselbe dem Grafen Florio versprochen hatte. Mariana, so hieß das Mädchen, ließ sich nach langem Sträuben durch die gemißbrauchte Autorität des Vormundes einschüchtern und wurde zum Altar geschleppt; hier aber fand sie in dem Augenblicke, wo sie das verhängnißvolle „Ja“ aussprechen sollte, ihren Muth wieder und erklärte, sie werde nie die Gattin des Grafen Florio seyn und stelle sich unter den Schutz des Pfarrers Antonio. Der ehrwürdige Geistliche versprach Marianen seinen Beistand, und der Vormund war genöthigt, sich an den Herzog von Mantua zu wenden, um seine Mündel zurückzufordern, über deren Hand er ein Recht habe frei zu verfügen. Ferrarido Gonzaga, der regierende Herzog, kündigte an, er werde die Sache nach den Gesetzen des Landes entscheiden lassen; aber vergeblich suchte Mariana in Mantua einen Anwalt; die dortigen Advokaten waren alle vom Grafen Florio bestochen, und der Pfarrer Antonio mußte einen seiner Neffen, der Advokat in Rom war, durch ein Schreiben auffordern, nach Mantua zu kommen, um die verfolgte Waise zu vertheidigen. Der Advokat, Lorenzo mit Namen, machte sich auf den Weg, wurde aber von Räubern überfallen und lange in Gefangenschaft gehalten. Endlich entkam er und befreite zugleich einen Unglücksgefährten, der sich erbot, bei ihm die Stelle seines von den Banditen getödteten Schreibers zu vertreten. Beide langten glücklich an dem Tage, wo der Prozeß verhandelt werden sollte, in Mantua an. Der gute Pfarrer stellt seinen Neffen der Waise vor, und diese erzählt nun ihrem Anwalt, sie könne den Grafen Florio

nicht lieben, weil sie schon einen Andern liebe, einen jungen Reisenden aus Mantua, den ihr Vater vor einer herabstürzenden Lawine gerettet und in seine Hütte aufgenommen habe; hier habe sie selbst ihn gepflegt, ihn aber vergebens gesucht, nachdem er die Schweiz verlassen; was aus ihm geworden sey, wisse sie nicht, sie werde ihn aber dennoch stets lieben. Das Geständniß einer so järtlichen Leidenschaft rührt den Advolaten und seinen neuen Schreiber zu Thränen, und sie begeben sich vor den Herzog. Der Prozeß beginnt, der Anwalt des Grafen Florio spricht zuerst, die Replik Lorenzo's würdigt der Herzog Ferrardo kaum anzuhören und fällt das Urtheil, daß Mariana den Grafen heirathen müsse. Der Pfarrer ergreift voll Unwillen über diese tyrannische Parteilichkeit das Wort und wagt, dem Fürsten die Ungerechtigkeit seiner Entscheidung vorzuwerfen. Dieser erwiedert, das Urtheil sey gefällt, und man möge das Mädchen seinem gesetzlichen Vormunde wieder geben. „Nur meinen Leichnam wird man ihm wiedergeben“, ruft Mariana in Verzweiflung aus, indem sie ein Fläschchen aus ihrem Busen zieht, „der Tod ist an meiner Lippe, man wage einen Schritt, um mich zu ergreifen, und sogleich wird ein Tropfen dieses Giftes mich aus Menschenhänden befreien.“ Der Herzog fragt nach der Ursache dieser Abneigung gegen den Grafen; Mariana antwortet, sie sey einem Andern verlobt, und auf die Frage, wer dieser Andere sey, und wo er wohne, entgegnet sie, in diesem Augenblicke wisse sie nur, daß er in ihrem Herzen wohne. Der Herzog sieht, daß er es mit einer Schwärmerin zu thun habe, und beschließt die Vollziehung des Urtheilspruches, als eine neue Stimme sich erhebt, welche die Schritte der Gerichtsdienner lähmt und auf Marianen so heftig wirkt, daß sie die Giftflasche, die sie eben zur Lippe führt, fallen läßt. „Meine Mariana“, ruft die Stimme, welche keine andere ist, als die des Schreibers Lorenzo's. „Er ist's, mein Geliebter!“ antwortet Mariana, und Beide fallen einander, ohne Rücksicht auf den hohen Richter, in die Arme. Der Herzog befiehlt, daß man diesen Ungeschliffenen entferne, der nicht wisse, in wessen Gegenwart er sich befinde. Der Secretair aber, weit entfernt, sich durch diesen Befehl einschüchtern zu lassen, wendet sich zum Herzoge selbst mit den Worten: „Steige herab, edler Herzog, Du weißt nicht, wo Du sitzt.“ — „Wo ich sitze? was soll das bedeuten?“ — „Auf dem Throne Deines Veters.“ — „Der ist todt.“ — „Nein, er lebt und nimmt den ihm gebührenden Platz in Anspruch; erkennst Du mich wieder, Vetter?“ Der vermeintliche Schreiber wird in der That nicht nur vom Herzoge, sondern auch von allen der Gerichtssitzung beizuhenden Senatoren von Mantua erkannt. Er war Leonardo Gonzaga, der noch während der Regierung seines Vaters, des verstorbenen Herzogs, von einem unruhigen, romanhaften Geiste getrieben, incognito durch die Welt gereist, für todt geglaubt worden war und jetzt zu großer Verlegenheit für seinen Vetter zurückkehrte. Dieser stieg sich mit Anstand in das Unvermeidliche und dankte zu Gunsten des rechtmäßigen Thronerben ab, der unter dem Rufe: „Der Herzog und die Herzogin sollen leben!“ die zitternde Mariana an seiner Seite niedersinken ließ und sie zur Herzogin von Mantua ernannte.

Der neue Fürst hatte kaum einen Monat die Freuden der Klitterwochen genossen, als die Franzosen in Italien einbrachen und er an die Gränze eilen mußte. Er ließ seine Gemahlin in Mantua und vertraute sie der Ehre seines Veters, den er zum Regenten für die Zeit seiner Abwesenheit ernannte, voll Vertrauen in die Treue eines Verwandten, der ihm ohne Zögern die Herzogskrone zurückgegeben hatte. Ferrardo aber, der nur gute Miene zu bösem Spiel gemacht hatte, nabte heimlichen Groll gegen Leonardo, der ihn aus seinen Herrscherträumen gerissen, und wollte die Regentenschaft benutzen, um die Gewalt wieder zu gewinnen. Da Gift und Dolch für seinen feigen Sinn zu gewagte Mittel waren, so faßte er den Plan, Leonardo's Glauben an die Treue seiner Gemahlin wankend zu machen, überzeugt, daß der Beweis ihrer Untreue seinen romanischen Vetter ums Leben bringen werde. Ueber die Mittel zur Ausführung dieses Plans nachdenkend, begegnet er an der Pforte seines Palastes einem Menschen von verdächtigem Aussehen, der ihm den Weg zu vertreten scheint; der Herzog bietet dem Bettler, seiner Unverschämtheit ungeachtet, einen Florin, aber der Bettler weist ihn zurück; der Herzog bietet einen Dukaten; auch das genügt dem Frechen nicht, der hundert Dukaten verlangt. Der Herzog will ihn verhaften lassen, als der Bettler sich ihm als das Werkzeug zu erkennen giebt, dessen er sich früher zu verdächtigen Aufträgen und schlechten Handlungen bedient habe; der Herzog giebt San-Pietro, so heißt der Bösewicht, seine Geldbörse und kauft auf's Neue seine Dienste. Er zweifelt jetzt nicht mehr an dem Gelingen seiner Pläne; er will San-Pietro brauchen, um die Herzogin zu verführen oder wenigstens um ihren Ruf zu bringen.

San-Pietro, der nun durch die Freigebigkeit des Regenten wieder ein Edelmann geworden ist, führt ein verschwenderisches Leben, er spielt leidenschaftlich und mit Unglück; um sich militairischen Ruf zu verschaffen, begiebt er sich zum Heere und ist, als er mit einem Auftrage des Herzogs an den Regenten nach Mantua zurückkehrt, so arm wie zuvor. Ferrardo bezahlt noch ein Mal seine Schulden und braucht ihn nun für seine Zwecke gegen Mariana. Die unschuldige Fürstin fällt bald in die listigen Schlingen, die ihr gestellt werden. Der äußere Schein ist ganz gegen sie; in Mantua verbreitet sich das Gerücht, San-Pietro sey ihr Geliebter, man hat sie leidenschaftlich mit ihm sprechen sehen. Der gute Pfarrer Antonio selbst glaubt, Mariana sey durch zu großes Vertrauen in ihre Tugend gefallen, und erinnert sie ernst an ihre Pflicht. Sie äußert Unwillen über den Verdacht des Greises und fragt ihn, ein schwarzes schändliches Komplott argwöhnend, ob er auch auf die Seite ihrer Feinde getreten sey, da er, ohne Grund, an ihrer Unschuld zu zweifeln, die gepöhlten Gerüchte wiederhole, die man erfunden

habe, um sie ins Verderben zu stürzen. „Wie“, fällt ihr Antonio in die Rede, „ist nicht diese Nacht ein Mann in Eurem Gemach überrascht worden?“ — „Welch ein Mann!“ — „Der selbe, mit dem Ihr gestern Abend sprach.“ — „Ich bin verloren!“ ruft Mariana aus, und in demselben Augenblicke tritt der Regent Ferrardo mit mehreren von ihm herbeigerufenen Vornehmen und Beamten in das Zimmer. „Ihr seyd verloren!“ wiederholt Antonio. — „Ja, aber unschuldig“, antwortet Mariana, die nun sieht, daß sie das Opfer einer schändlichen Kabale ist. Ferrardo und die Uebrigen erscheinen mit einer Schärpe, die sie auf dem Bett der Prinzessin gefunden, und die man als San-Pietro's Schärpe erkennt. Antonio zweifelt nicht mehr an Marianens Schuld und entfernt sich mit allen Zeugen dieses Auftritts, Ferrardo ausgenommen, der Theilnahme für die inzwischen wieder zu sich gekommene Herzogin heuchelt und ihr zur Flucht rath, indem er ihr Geld und Pferde dazu anbietet. Mariana beschließt, zu entfliehen um sich der Schmach und dem Zorne ihres Gemahls zu entziehen.

Der Regent freut sich über das Gelingen seines Plans und will nun auch San-Pietro aus Mantua entfernen, den er in ein benachbartes Zimmer eingeschlossen hatte, und den er jetzt vor sich führen läßt. Ferrardo bemerkt die düstere und unzufriedene Miene San-Pietro's, der ihn fragt: „Sind wir allein? Hast Du jene Trabanten fortgeschickt, die mich gestern Abend festnahmen und hierher schleppten?“ — „Hast Du nicht gemerkt“, erwiedert Ferrardo, „daß sie auf meinen Befehl handelten?“ — San Pietro, der auf Rache am Regenten sinnt, klagt über die Gewaltthätigkeit, mit der man ihn halbtrunken in das Zimmer des Herzogs geschleppt habe. „Gieb Dich zufrieden“, sagt Ferrardo, ihm dennoch seinen Dolch zeigend, „Du bist nur hierher gebracht worden, um Dein Glück zu machen; dieses Kästchen mit 10,000 Dukaten ist Dein, wenn Du mir einen letzten Dienst leisten willst. Schreibe nieder, wie wenn Du Dich dessen rühmtest, daß Du die verwichene Nacht bei der Herzogin in ihrem Schlafgemach zugebracht. Was siehst Du mich so starr an? Es kostet ja nicht viel Mühe, hier ist Feder, Dinte und Papier, schreibe, was jögerst Du noch?“ — „Ich denke darüber nach“, erwiedert San-Pietro, „wie ich Deinen Wunsch am besten erfüllen kann; diktire mir, was sich zugetragen haben soll, ich werde es niederschreiben.“ Ferrardo diktiert, und San-Pietro ist eben fertig, als er ungeduldig ausruft: „Bei den Pforten des Todes, ich habe mich hier verschrieben; leihe mir Deinen Dolch, um das falsche Wort mit der Spitze desselben auszuradiren!“ Ferrardo giebt ihm den Dolch. „Nun sieh zu, ob es richtig ist“, fährt San-Pietro fort. Ferrardo liest und findet seine eigenen Schandthaten, nicht die Pietro's verzeichnet. „Du erkennst Dich in diesem Spiegel wieder, Herzog“, sagt höhlich San-Pietro; „ich bin ein geschickter Secretair, wie Du siehst, woblan, unterzeichne dieses Geständniß.“ Ferrardo kann von seinem Erstaunen nicht zurückkommen und fragt: „Bist Du denn wirklich San-Pietro?“ — „Ja, ich bin es, aber so, wie ich durch Dich geworden bin, nicht mehr das einfache Schweizerkind, das Du der väterlichen Hütte entriestest, sondern ein Mann, der bei Dir in die Schule gegangen und in der Stadt eben so verderbt worden ist, wie Du.“ Der Herzog will sich erheben; aber sein Dolch ist in San-Pietro's Hand, und er muß daher geduldig zuhören, wie dieser ihm vorwirft, seine Jugend verführt und sein Leben durch ewige Gewissensbisse vergiftet zu haben. Ferrardo bietet San-Pietro zwanzig, ja vierzig tausend Dukaten; aber dieser verlangt unerbittlich, er solle jenes Geständniß unterzeichnen, und droht, ihn mit dem Dolche zu erstechen, wenn er länger sich weigere. Ferrardo unterzeichnet und wird außerdem von San-Pietro gezwungen, ihm seinen herzoglichen Ring zu geben. San-Pietro schließt ihn zur Vergeltung in das Cabinet ein und entfernt sich, ihm spöttisch dankend.

Ferrardo verzweifelt deffenungeachtet am folgenden Tage noch nicht an dem Gelingen seines Planes. Das Gerücht von dem Verbrechen der Herzogin hat sich in der Stadt verbreitet, das Verschwinden der Marianens und San-Pietro's scheinen es nur zu bestätigen. Der Regent, Antonio und die Gerichtsbeamten von Mantua begeben sich nach dem Lager, um dem Herzoge Leonardo die traurige Nachricht seiner Schmach zu überbringen. Dieser will einen so schändlichen Verrath nicht glauben, obgleich der Pfarrer Antonio selbst die Wahrheit des Berichts des Regenten bezeugt; Leonardo vertraut so fest auf die Tugend seiner Mariana, daß er sogar ihre Flucht günstig auszuliegen weiß. In demselben Augenblicke kündigt ein Offizier die Herzogin selber an, Leonardo hatte recht gerathen, sie war nur entflohen, um bei ihm Hilfe zu suchen. Sie sieht nun ihren Ankläger gegenüber und vertheidigt sich mit der Würde verleumdeter Unschuld, ohne zu verhehlen, daß sie für ihre Rechtfertigung besonders auf die Liebe Leonardos gerechnet hat. Ferrardo beharrt bei seiner Anklage, aber der angebliche Missethäter der Herzogin, San-Pietro, wird herbeigeführt und stürzt auf Ferrardo in dem Augenblicke, wo dieser mit frecher Zuversicht Marianen eine Ehebrecherin nennt. „Lügner!“ ruft er ihm zu, „sie ist so treu, wie Du treulos bist.“ Ferrardo zieht seinen Degen und sticht nach San-Pietro, der tödtlich verwundet zu Boden sinkt; „einem Sterbenden wird man glauben“, sagt er mit matter Stimme, „Prinz, lesen Sie dieses Bekenntniß.“ — „Es ward mir durch die Androhungen des Todes abgedrungen“, entgegnet Ferrardo, „aber kannst Du leugnen, daß Du die Nacht allein bei der Herzogin zugebracht?“ — „Herr“, sagt San-Pietro, zu Leonardo gewendet, „trägt Mariana nicht ein kleines blumig gearbeitetes Kreuz?“ — „Ja“, fällt Mariana ein, „dasselbe, das ich Euch zeigte, als wir in Mantua mit einander sprachen.“ — „Es war ein Geschenk, das Euer Bruder Euch vor funfzehn Jahren machte.“ — „Ja, ich war damals noch ein Kind und er sah schon ein Mann.“ — „Sah Ihr nicht eines Morgens beim Erwachen diesen Bruder weinend vor Eurem Bette stehen, segnete er Euch

nicht, und hing er Euch nicht dieses Kreuz um den Hals, läßt Euch auf die Stirn, sagte Lebewohl und ging fort, ohne wiederzukehren? Trete näher zu mir, ich beschwöre Euch, mein Gott, es ist ganz das Gesicht meiner Mutter!" — „Mein Bruder Androsie!" rief Mariana aus. Sie waren Geschwister, die Verleumdung war nun erwiesen. San-Pietro hatte bei seiner Rückkehr vom Heere Marianen wieder erkannt, ihr Anblick hatte die Erinnerungen seiner Jugend in ihm erweckt und sein Gewissen rege gemacht; er starb nun mit der Genugthuung, die Unschuld seiner Schwester bewiesen zu haben.

Dies ist der Inhalt des Stückes von Sheridan Knowles; die Geschichte ist, wie man aus diesem Berichte abnehmen kann, eine sehr gewöhnliche und der Plan keinesweges erfindungsreich. Die Charaktere sind eben so wenig neu, und dennoch wurde Mariana, eine Kopie der Desdemona oder vielmehr der Imogen im Cymbeline von Shakespear, bewundert. Mit Charakteren, wie San-Pietro, könnte man ein ganzes Ragno aus den neueren Melodramen anfüllen. Das Verdienst des Verfassers muß man daher in dem Ausdruck und in der Harmonie der Verse suchen; an einigen Stellen ist der Stil sogar glänzend zu nennen. Der Verfasser spielt in seinem Stücke selbst die Rolle San-Pietro's; seine Gesichtszüge sind mehr gemein als edel, sein Spiel ist sicher und einsichtsvoll, erhebt sich aber nicht über das Gewöhnliche; die übrigen Schauspieler geben ihre Rollen leidlich, nur Miß Ellen Tree macht ihre Rolle durch Anmuth, Empfindung und edle Einfachheit zu einer poetischen. Dennoch ist nach dem eigenen Geständniß der Engländer Madame Malibran, für Andere Madame Pasta die beste Schauspielerin, die sich gegenwärtig in London befindet. Eben so ist das am meisten bewunderte Sein nicht mehr das der Engländerin Vestris, dessen Gipsabguß dem Lord Jife so viel Geld kostete, sondern das der Demoiselle Taglioni, und selbst in der Nachahmung Shakespear's stehen wir den Engländern voran, wie ich aus dem mir eben zugekommenen Bericht über Casimira Delavigne's „Kinder Eduard's" schließen darf. (1) Ich hätte nun noch die Ursachen des Verfalls des Englischen Theaters zu untersuchen, doch dies ist der Inhalt einer von Herrn Bulwer im Parlamente in Anregung gebrachten Bill, dessen gefällige Mittheilungen ich abwarten will. „Die Kinder Eduard's" erinnern mich an einen Besuch, den ich gestern im Tower machte. Da es nicht mein erster Besuch war, so ließ ich mir die Krone des Königs von England nicht mehr zeigen, die hinter einem eisernen Gitter vor Dieben bewahrt wird, und das in einer Festung, die einer Armee trotz breiten könnte! Nachdem uns der Aufseher das Weil gezeigt, mit dem Anna Boleyn hingerichtet worden, wies er uns unter einem dunklen Bogen gang die Thür zum Blutthurm, wo die Kinder Eduard's ermordet wurden. Aus dem Tower steigen wir in die Westminster-Abtei hinab, wo sich das Grab der Kinder Eduard's befindet; beide ruhen, in Marmor abgebildet, über ihrem Sarkophage. Eine kleine Engländerin, die sich mit ihrer Mutter in der Kirche befand, fragte, wer diese beiden Kleinen seien? die Mutter antwortete: „Es waren zwei kleine Kinder, wie Du, die von ihrem Oheim getödtet wurden." — „Und warum tödtete er sie?" — „Weil sie nicht artig waren, meine Tochter." Das Mädchen war mit dieser Erklärung, in welcher die Geschichte der Moral aufgeopfert wurde, zufrieden, und ich selbst freute mich darüber, weil in unserer Zeit die Geschichte und der Roman so oft auf Kosten der Moral entsetzt werden.

F r a n k r e i c h.

Literatur der Botanik. 1832.

In einem sehr schätzbaren Artikel des Herrn De Candolle in der Bibliothèque universelle (Notice sur les progrès de la botanique pendant l'année 1832) giebt derselbe folgende Uebersicht der im vorigen Jahre im Fache der Botanik erschienenen Werke:

I. Allgemeine Lehrschriften.

An introduction to botany. Vom Prof. Lindley. London.
Introduction to botany. Von W. Knott. London. (Im fünften Bande der Britischen Encyclopädie.)
Handbuch der botanischen Terminologie und Systemkunde. Von G. W. Wischoff. 4. Nürnberg. 1830—32.

II. Organographie.

Recherches anatomiques et physiologiques sur le Marchantia polymorpha. Von Herrn v. Nitzel. 4. Paris.
Complément des observations sur le Marchantia polymorpha. Von demselben vorgelesen in der Pariser Akademie der Wissenschaften am 31. Dec. 1832. (In den Annales Bot. I. p. 97.)
Beiträge zur Kenntniß des Pollen. Von Julius Fringsche. 4. Berlin.
Ueber den Bau des Cucurbit-Stammes und sein Verhältniß zu dem Stamme der Coniferen und Baumfarren. Von H. Mohl. 4. München.
De Antholysi Prodromus. Von Engelmann. Frankfurt a. M.

III. Physiologie.

Traité de Physiologie végétale. Von A. V. De Candolle. 3 Bde. Paris. (Der Verf. macht auf eine Deutsche Uebersetzung von Röder aufmerksam.)
Essai sur la théorie des assoliments. Von A. V. De Candolle. (Im Bulletin de la Classe d'Agriculture de Genève. Janv. 1832.)
Sur l'accroissement et la longévité des arbres. Von De Candolle. — Sur les arbres des environs de Nice. Von Verheyde. — Sur quelques arbres des Alpes. Von demselben. (Sammtliche 3 Abhandlungen befinden sich in der Bibl. Univ. von 1832.)
Deux mémoires sur les excretions des racines des végétaux etc. (In den Mémoires de la Soc. de phys. et d'hist. nat. de Genève. T. V.)
Biologie der Pflanzen. Von Nagerth. Stockholm.

IV. Methodologie und Monographieen von Pflanzenfamilien. *)

Uebersicht der phanerogamischen natürlichen Pflanzenfamilien etc. Von J. Sch. Darmstadt.

*) Hr. De Candolle macht bemerkl., daß die drei in den J. 1830 und 1831 erschienenen dahin einschlagenden Werke von Lindley, Martius und Kunth diesen Theil der Wissenschaft so erschöpfend behandelt hätten, daß dem folgenden Jahre nur wenig zu thun übrig geblieben sey.

Natürliches System des Pflanzenreichs. Von Schulz. Berlin.
Programme d'un cours de botanique, suivi de la nomenclature bot. Von Desvaur. 2e Aufl. Nagerth.
Mémoire sur la famille des Annonacées. Von A. De Candolle. 4. Genf.
Mémoire sur le groupe des Méliacées. Von Andrian de Jussieu. Paris.
Cistaceae. Von Sweet. London.
Mémoire sur la famille des Valerianées. 4. Von A. V. De Candolle. Paris.
Synopsis zeverum Compositarum. Von Lessing. Berlin.
Genera et species Asterearum. Von C. G. Nées v. Esenbeck. Breslau.
Testamen de Abrotanis. Von Besser. Moskau.
Labiatarum genera et species. Von George Bentham. London.
Auffage über Bignoniaceen von Endlicher und Chamisso in der Flora von 1832.
Essai d'application à une tribu d'Algues, de quelques principes de toxicologie. Von Duby. (Im 5ten Bande der Mém. de la soc. de phys. de Genève.)

V. Monographie der Gattungen und Species.

Monographia generis Capsici. 4. Von Fingerhuth. Düsseldorf.
Plantae novae aut minus cognitae. 4. Von Zuccarini. München.
Collection des Camellias élevés à Bollwyler. 4. Von Baumann.
Ueber die Deutschen Callitriche, von Kuzing; in der „Linnæa" pag. 172.
Memoria sopra diverse specie del genere Musa, in den „Atti dell' academia Pontaniana. T. II. Fass. I.
Synopsis Jungermanniarum, in Germania vicinisque terris hucusque cognitarum. 4. Von Eckardt. Koburg.
Cyperaceae novae descriptionibus et iconibus illustratae. 4. Von W. C. N. Meyer. Petersburg.
Description d'une nouvelle espèce de Clavija. Von Desfontaines in den „Nouv. Ann. du Muséum." Paris.
Vier botanische Abhandlungen, in der Königl. Akademie der Wissenschaften vorgelesen von Kunth. Berlin.
Bemerkungen über das Geschlecht der Erathraen. Von Schmidt, in der „Linnæa" pag. 467.
Illustrationes variarum Stirpium horti botan. Taurinensis. Von M. Moris in den „Act. Acad. Taur."
Cose Botaniche. 8. Von Savi. Pisa.
Descrizione dei Funghi mangereci. 4. Von Vittadini. Mailand.
Di alcune alghe microscopiche Saggio. 4. Von Pavesetto. Triest.
Description d'une nouvelle espèce de Phallus. Von Vegrand in den „Act. de la société Linn. de Bordeaux." T. V.
Memoria su di una nuova Felce e su varie altre specie. Von Tenore, aus den „Atti acad. del reale Istituto d'incoraggiamento." Neapel.
Abbildungen neuer und seltener Gewächse des Königl. botanischen Gartens zu Berlin. 4. Herausgeg. von Unt und Otto. Berlin.
Icones plantarum rariorum et minus rite cognitarum Europae. 4. Von Reichb. seit 1823 bis 1832. Leipzig.
Plantae asiaticae rariores, or descriptiones and figures etc. Von Dr. Wallisch. fol. London 1829—32.
Illustrations of the Indian Botany. 4. Von Wight. Glasgow. 1831—32.
Flora altaica. 2 Bde. 8. Berlin. — Icones plantarum altaicarum. 2 Bde. in fol. Von Ledebur.
Flora de Senégambie. 4. Von Guillemin, Perrotet und Richard. Paris. 1831—32.
Flora Brasiliae meridionalis. 4. Von August de St. Hilaire. Paris. 1825—32.
Nova genera et species, quas in itinere per Brasiliam etc. 4. Von Martius. 3 Bde. München. 1823—32.
Genera plantarum Florae Germanicae, iconibus et descriptionibus illustrata. 8. Von Th. Fr. V. Nées. Bonn.

VI. Botanische Geographie.

Corona Androsiana Pyrenaea. 8. Von Gau nach Endres. Paris.
Statistique de la Flore d'Alsace et des Vosges. 4. Von Kirschleger. Strasbourg.
Catalogue détaillé des plantes vasculaires, qui croissent aux environs de Genève. 12. Von Reuter. Genf.
Die Pflanzen der Schweiz, nach ihrem wesentlichen Charakter etc. 8. Von Moritz. Chur.
Flora Helvetica. 8. Von Gaudin. Zürich. 1828—32.
Deutschlands Flora. 24. Von Sturm. Nürnberg. 1798—1832.
Flora Halensis. 12. Von Sprengel. 2te Aufl. Halle.
Flora des Herzogthums Nassau. 8. Von Jung. Hadamar und Weilburg.
Novitarum Succisae mantissa prima etc. 8. Von Fried. Lund.
Plantarum novarum vel minus cognitarum quas in itinere Caspio-Caucasio observavit. fol. Von Eichwald. Wilna.
Relazione del viaggio fatto in alcune luoghi di Abruzzo ulteriore. 8. Von Tenore. Neapel.
A numerical list of dried specimens of plants in the East-India Company's Museum collected under the superintendance of Dr. N. Wallich. fol.
List of Indian woods etc. 8. Von Dr. Wallisch. London.
Flora Boreali-Americana, or the Botany of the northern plants of British America etc. 4. Von Hooker. London 1829—32.
The Botany of Captain Beechey's voyage. 4. Von Hooker und Arnett. London 1831 und 32.

VII. Dytrologische Botanik.

Histoire des végétaux fossiles. 4. Von Brongniart. Paris. 1828—32.
The fossil Flora of Great Britain. 8. Von Lindley. London. 1831—32.

VIII. Medicinische Botanik.

Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik. 8. Von Nées und Ebermayer. Düsseldorf. 1830—32.
Pharmaceutische Waarenkunde. 4. Von Göbel. Eisenach. 1827—32.
Dictionnaire universel de matière médicale et de thérapeutique générale. 4. Von Moret und de Lens. Paris. 1829—32.
Considérations sur l'amertume des végétaux. 4. Von Guillemin. Paris. 1832.

IX. Landwirtschaftliche Botanik.

An Outline of the first principles of Horticulture. 12. Von Lindley. London.
Traité de la Culture des forêts. 8. Von Noirf. Dijon.
A Treatise on the Propagation, Cultivation and general treatment of Cape Trees. 8. Von Macnaul. Edinburgh.
Recherches sur l'emploi des engrais salins en agriculture. 8. Von Secos. Clermont.
Calendrier horticultural. 8. Von Kniffon. Toulon.
Upon the management of plants, during a voyage from India. 4. Von Wallich. London.
Mémoire sur la culture des Indigères tinctoriaux. fol. Von Verrotet. Paris.

X. Geschichte der Wissenschaft.

Saggio sullo stato della Botanica in Italia, al cadere dell'anno 1831, aus dem Journal: „Il progresso della Scienza, delle Lettere e delle arti." 8. Von Tenore. Neapel.
Repertorium botanicum. 8. Von Dierbach. Pempö.
Vie de Linné. 8. Von Sec.
Elogio storico dell' academico Professore G. B. Balla. 4. Von Colla. Turin.

Berichtigung. Im vor. Blatte des „Magazin" S. 336. Sp. 1. Z. 11 p. u. n. „Japanischen" l. „Portugiesischen".

